

Vom überschreitenden Schauen

Konrad Hilpert

1.

Schauen, immer wieder dieses Motiv. Schauen als Tätigkeit in den verschiedensten Modi des Anstarrens, Anschauens, Angeschaut-Werdens, Wegschauens, Hinschauens, Zurückschauens, Zuschauens, Hinaufschauens und Hinabschauens und auch einfach: als Schauen.

Schon gleich auf dem Flug: der starrende, fatal an den nicht warten könnenden Konkurrenten erinnernde Mann mit dem Strohhut, dessen Starren aber seinerseits genau beobachtet wird. Dann das Anschauen des Krawattenladen-Schauens. Und dann – immer wieder wie ein fester Ritus – das Anschauen des Gemäldes von Caravaggio in der Kirche San Agostino, auf dem das Schauen das eigentliche Thema ist, weil alle Akteure als Schauende dargestellt sind: das kniende Pilgerpaar, die Madonna und das Kind, und schließlich der Betrachtende, der schauend die Position des Malers einnimmt und so ins Bild hineingezogen wird.

Dann das „unernste“ Schauen, ob es ein Schaufenster mit Hüten gebe, so schauen also, dass das Schauen nicht ablenkt von den Menschen, die sich dahin und dorthin bewegen, mit Gesichtern, die ausdrücken, dass sie genau wissen, wo sie hinwollen und wo sie herkommen.

Und da ist der manchmal aufkommende Wunsch, bei den liturgischen Gefäßen und Gewändern zu sein, die die

Gläubigen nur von fern zu sehen bekommen. Also Schauen von ganz nah, gleichsam zum Anfassen.

Und da gibt es schließlich noch die beiden Postkarten mit den Frauendarstellungen von Picasso und Klimt, mit denen Eva Maria dem mit ihr vertrauten und sie liebenden Feinlein nach ihren beiden Hochzeiten allegorisch und zugleich doch anschaulicher als mit formelhaft klingenden Worten jeweils zum Ausdruck bringt, dass sie ihn immer lieben wird, er aber nicht in Frage kommt.

Und in der Klinik müssen alle den Urlaubsfilm anschauen, in dem Dr. Bruderhofer, der designierte Nachfolger, der nicht warten kann, und der Mann der Frau, mit der er, Professor Dr. Dr. Augustin Feinlein, Chefarzt des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Scherblingen, doch schon so gut wie verlobt war, die Turbulenzen des Orients und die traumhaften Urlaubsszenen mit seinem Segelboot eingefangen hat. Nichts bestimmt dessen Gesichtsausdruck „so sehr wie [die] immer nach oben gebogenen Mundwinkel“ – „zusammen mit den jede Strenge mit Güte paarenden Augen, eine Freundlichkeitschau schlechthin“.

Und die Scheu vor den Blicken der Vorübergehenden, die das Herabschauen und Murmeln nicht lassen können, als Feinlein im Rausch hingefallen ist und sich vor aller Augen unmöglich gemacht hat. Und seinerseits das trotzige Wegschauen, wenn das Leben an ihm vorbeigeht als Grundeinstellung.

2.

Schauen ist eine subjektive Tätigkeit. Etwas also, was zunächst und im eigentlichen Sinn nur der Einzelne verrichten kann. Eine Menge von Menschen, und sei sie noch so groß oder ihre Mitglieder noch so einig in ihren Meinungen oder gar Überzeugungen, kann vielleicht „sehen“, aber nicht schauen.

Schauen setzt nämlich ein Element von Aktivität voraus oder vielmehr enthält ein solches.

Und doch lässt sich Schauen gerade nicht machen, sondern es muss sich ereignen oder besser: sich zeigen. Und das Subjekt muss dann auch offen sein dafür.

Feinlein beschreibt diese Spannung von Aktivität und Passivität mit dem Wortpaar suchen/finden. Normalerweise und in der Alltagserfahrung ist – vom zufälligen Fund abgesehen – Suchen die Voraussetzung oder wenigstens der erste wichtige Schritt zum Finden. Für Feinlein – nur für ihn?, jedenfalls für ihn – gilt eine andere Logik: Er findet nur, wenn er nicht sucht.

Dann und nur dann besteht plötzlich die Möglichkeit, „sein“ Jenseits zu berühren. Oder genauer: Dann kann er „überfallen“ werden von einer Erfahrung, die sich im Satz der Struktur: „XY ist mein Jenseits“ ausdrücken lässt. Siebenmal kehrt dieser Satz im Lauf der Novelle wieder, mit unterschiedlichem grammatikalischem Subjekt: Rom (dreimal), das (ohrwurmartige) Gesumm eines bestimmten Marienlieds, die Caravaggio-Madonna, die beiden Wörter „In Liebe“, das Bemerk-Werden durch seine wahre große Liebe, Eva Maria selbst.

„Mein Jenseits“ – nicht „das Jenseits“. Und um jede Generalisierung und Substantiierung assoziierende Vorstellung gar nicht erst aufkommen zu lassen: ausschließlich attributiv zu verstehen. Der Austausch von Attribut und Subjekt (also: Mein Jenseits ist Rom) würde den Satz, der Feinlein doch das Gefühl gibt, dass er stimmt, augenblicklich zu einem falschen machen. Man könnte es auch andersherum wenden – und das Verfasser-Ich tut es auch an einer Stelle: Der Satz „Mein Jenseits ist XY“ wäre nur dann richtig, wenn er auch die Bedeutung einschliesse, dass mein Jenseits „auch nichts ist. [...] Ein Wunsch. Ein Bedürfnis. Ein Mangel. Ein Fehl.“

Wie zur Sicherung dieser Charakteristik gebraucht der reflektierende Feinlein noch eine Klimax, die die Logik des

Gewöhnlichen und diesmal auch die des überlieferten theologischen Sprachgebrauchs aufs Äußerste und kaum erträglich belastet, nämlich: „Das Jenseits ist eine andauernde Leistung.“ Das hier mit „Leistung“ Umschriebene ist gleichsam die komplementäre Seite zum Scheitern der Jenseits-Erfahrung in Folge des Suchen- und Finden-Wollens: „Wenn man aus irgendeinem Grund erschöpft ist, stellt es sich nicht ein.“ Etwas kann nur zur Anregung der Erfahrung (m)eines Jenseits werden, wenn im betreffenden Subjekt Lebendigkeit, Vitalität, Widerspruchsenergie vorhanden ist, Aktivität und Wille, die Enge des Gewohnten, der Satttheit, der Genügsamkeit, der Zufriedenheit aufzusprengen.

3.

Das Schauen ist der Weg zum Jenseits von sich selbst. Richtiger: Ein Weg. Was erfahren wir über diesen Weg?

Als ich noch Schüler war und Student, befasste man sich in intellektuellen Kreisen viel mit den Schriften von Jean-Paul Sartre. Bei ihm war das Anschauen, der Blick als etwas Bedrohliches, Feindseliges, tendenziell schon immer Verletzung Implizierendes thematisiert. Diese Seite des Anschauens spielt in der Novelle „Mein Jenseits“ keine Rolle, allenfalls in der Silvesterball-Szene ist sie – und dann nur latent – vorhanden.

Das Schauen, das in diesem Büchlein zur Sprache kommt, ist ein anderes: Es ist im Hinabschauen von Maria und dem Jesuskind auf das Pilgerpaar „teilnahmsvoll“, belässt also den „Gegensatz, den unsereiner erlebt“, nämlich zwischen Anstrengungslosigkeit und Anstrengung und zwischen enormer Schönheit und Armut, und schließlich auch zwischen den feinen Füßen der zarten Madonna und den gewichtigen erdigen Fußsohlen des Pilgermanns und bringt das so Gegensätzliche doch zusammen. Diese Teilnahme wäre mit einem Male weg, stünde an Stelle von Hinunterschauen ein „Herabschauen“,

das nach „von oben herabschauen“ klänge. Ein hauchdünner sprachlicher Unterschied, und doch so entscheidend für die Beziehung zwischen den Ungleichen. Das Hinunterschauen zu den Anbetenden ist so dominant, dass die Teilnahme zum eigentlichen Sinn der Schönheit und des Gesichtes der Madonna wird.

Und das Pilgerpaar, dem alles in der Welt und selbst die Anbetung zur Anstrengung geworden ist, die auch im Moment des Teilgenommenwerdens anschaulich bleibt, strahlt im Heraufschauen etwas aus auf den Betrachter – „Gebetskraft“. So sehr, dass Feinlein, nachdem er aus der Kirche herausgetreten ist, selber seine Schuhe auszieht und wie der Pilger auf dem Bild ein Stück barfuß und ohne Hut durch die Stadt geht. Auch der Diebstahl bzw. die Rettung des Reliquiars kann von ihm nur barfuß vollbracht werden.

Es gibt noch ein paar beiläufige Bemerkungen, die das Schauen in seiner vexierhaften Funktion ins Wort bringen: Das Beobachten der Menschen auf dem Korso im schwebenden Übergang von Bedeutung zur Selbstverständlichkeit des baulichen Kontexts; das in der heimatlichen Kirche-Sitzen und Zeuge-Sein der Transformation von Licht in Dämmerung sowie des Nebeneinanders von Stille und sprechenden, tragenden, aber zugleich unsichtbaren Elementen. Und da sind schließlich noch die Bilder und Erlösungsvorstellungen der Kultur, die, zu Hilfe genommen, trotz ihrer Beschreibbarkeit und Bildhaftigkeit sich letztlich doch der Anschauung entziehen oder genauer: sie zum Scheitern bringen am Fels der Unerklärlichkeit. Die Schlussfolgerung des Autors aus diesem Scheitern: „Glauben lernt man nur, wenn einem nichts anderes übrig bleibt. Aber dann schon.“

4.

Eine Novelle ist kein lehrhafter Traktat. Aber auch kein autobiografisches Zeugnis. Überhaupt nicht ein Text, der beim Leser etwas Bestimmtes bezwecken möchte, sondern Literatur, die unterhält und Gedanken anbietet zum Weiterdenken.

So gesehen wäre es sicher zu groß und irgendwie auch künstlich, die Frage zu stellen, was die Theologie aus dieser Novelle lernen könne. Aber sich Rechenschaft zu geben darüber, was dieses Stück Literatur für mich als einem Theologie treibenden Menschen an denkwürdigen Beobachtungen und Erfahrungen enthält, das könnte durchaus angemessen sein; jedenfalls ist es nicht von vornherein aussichtslos.

Ein Anstoß, den mir dieser Text gegeben hat, geht von der Bedeutung des Schauens aus. Das Schauen spielt in der Alltagswirklichkeit heute eine dominierende Rolle, aber es ist hier meist vordergründig; Bilder werden konsumiert, Bilder werden produziert, das Aussehen wird gestylt; das Scheinen ist wichtig, um die Aufmerksamkeit der vielen zu konkurrieren, vieles ist Show eben, Image alles. Deshalb steht das Schauen in der Theologie im Vergleich zu anderen menschlichen Grundvollzügen wie dem Hören, dem Reflektieren, dem Erzählen, dem Erinnern, dem Handeln besonders unter dem Verdacht der Vordergründigkeit.

Dabei ist das Schauen eine der grundlegenden Formen der Annäherung und Entdeckung des „Jenseits“ der vordergründigen Alltagswirklichkeit, eine Grundform, die gerade in der katholischen Frömmigkeitstradition Bedeutung und Heimatrecht hatte. Mit dem Psalmisten war es vielen Menschen über Jahrtausende hinweg eine gehaltvolle und trostreiche Vorstellung, darum zu beten, dass Gott sein Angesicht über ihnen leuchten lasse (Ps 4,7 so wie umgekehrt das Verbergen des Angesichts Gottes vor dem Menschen als Not empfunden wurde – Ps 13,2).

Der Gedanke, dass Gott immerfort auf die Menschen hinabschaut und ihnen zuschaut, wurde in Theologie und Frömmigkeit oft so verstanden, dass Gott die Menschen kontrolliere und sorgsam ihre Fehler und Sünden registriere. Ein ganz anderes, tröstliches Verständnis dieses Bildes vom hinabschauenden Gott hat der große Theologe Nikolaus von Kues im 15. Jahrhundert in seiner Schrift „De visione Dei“ entwickelt: Gott schaut uns an, ständig und vor allem auch dann, wenn wir sein Anschauen gar nicht bemerken. Gott sehnt sich danach, dass auch wir ihn anschauen – so wie wir Menschen das eben können. Es ist also gerade das ständige Behütet-Werden auch dann, wenn wir aus Knappheit an Zeit, aus Unvermögen, klar zu sehen, oder wegen der Vielzahl der andrängenden Aufgaben dessen nicht gewahr werden können. (Über diesen Gedanken findet sich Anregendes, auch Anrührendes in dem Roman „Moselreise“ von Hanns-Josef Ortheil, den ich fast zeitgleich zu Martin Walsers Novelle „Mein Jenseits“ gelesen habe.) Im Schauen können Dinge, Situationen und Personen und sogar Bilder transparent werden, sich zu Hoffnungs- oder gar Gewissheits-Punkte verwandeln, auch Gegenstand eines Erblicktwerdens, meintwegen sogar Hinabschauens sein. Damit löst sich nicht einfach alles in Handhabbarkeit und Erklärbarkeit auf, aber vieles am Leben verliert seine bloße Trivialität und gewinnt existenzielle Bedeutung. Diese Erfahrung mit dem „Betrachten“ deckt sich mit der Erfahrung vieler Menschen, die sich zu einem „kontemplativen“ Leben im Kloster entschlossen haben.

Aber: Dieses Schauen muss ich jeweils selbst tun, und der Erfahrung des „Jenseits von mir selbst“ muss ich mich aussetzen. Sie fällt zu, ereignet sich, schenkt sich (oder auch nicht) – aber immer nur, wenn ich selber das Schauen zulasse, mich oder anderes nicht in den Weg stelle. Diese Subjektivität der Glaubenserfahrung wird in der Novelle „Mein Jenseits“ bis zum Äußersten betont, ausgeleuchtet, vielleicht auch in ihrer Dialektik überspitzt. Aber sie gräbt der Objektivität von Be-

kenntnisformulierungen, theologischen Reflexionen, gemeinschaftlichen Ausdrucksformen und Vollzügen in keiner Weise grundsätzlich das Wasser der Legitimität ab. Letztere können, nein: sie sind – wie die „gemeinnützigen Schriften“ des Abts-Vorfahren und die seltsamen Reliquien, letztlich auch die schönen frommen Bilder – Gefäße von Jenseits-Erfahrungen von Menschen, die Anlass und Haftpunkte für neue individuelle Jenseits-Erfahrungen sein können. Aber ohne die sind sie bloß kulturell-museale Überbleibsel aus voraufklärerischem Denken oder magischem Aberglauben. Und insofern sind sie wert, verteidigt zu werden, selbst gegen den Verdacht, dass schon der Wille dazu Indiz eines pathologischen Zustands ist. „Ein Mensch sieht, was vor Augen ist“ – heißt es im Alten Testament (1 Sam 16,7). Aber er kann „mehr“ sehen, wenn er schaut.

Vielleicht nur ein beiläufiger Nebengedanke, vielleicht auch eine Spur, die der sprachensible Dichter erkennt: Unter den gestanzten Texten der Tradition sind es offensichtlich besonders die Psalmen, in denen Sprach- und Wirklichkeitsmacht gefunden werden kann. Sie enthalten Grund-, Grenz- und Erstaunens- und Irritationserfahrungen, die geeignet sind, auch Erfahrungen meines und deines und anderer Jenseits stimmig ins Wort zu bringen: „Aus der Tiefe, Herr, ruf ich zu Dir“ (Ps 130,1), aber eben auch für persönliche Adaption offen sind, die den Dichter selbst einen Psalm weiterdichten lässt. „In allem Niedergehaltenen schläft die Sehnsucht, gerufen zu werden. Sie schläft tief. Ich aber wache.“

Postskriptum: Zufällig heiße auch ich Konrad mit Vornamen genauso wie der seltsame Bruder des Bauern Peterer, und ich bin, wenn ich dies schreibe, 63 Jahre alt genau wie er und die Hauptperson Feinlein (der aber nicht weiterzählen will). Autor und Leser werden verstehen, dass diese Kongruenzen mich erschreckt und irritiert haben. Denn ich kann nicht ausschließen, dass andere an mir beobachten, was im Buch

mit Menschen ab 63 in Zusammenhang gebracht wird: die „Mödeln“. Zugegebenermaßen würde es mich stören, wenn meine Gedanken und meine Art nachzudenken, Anlass dazu gäben, als altersbedingte Skurrilitäten empfunden zu werden. Sollte auch das Glauben nur ein „Mödele“ sein? Ich glaube nicht; ich empfinde es eher irgendwie als mir zugetraut.